22.03.2020

4. Fastensonntag (C) ( Lk.15, 1-5, 11-32)

"Dein Bruder war tot und lebt wieder."

Die Parabel des heutigen Sonntags hat der berühmte holländische Maler Rembrandt in einem herrlichen Bild dargestellt: Mittelpunkt dieses Bildes ist der Vater - Licht auf seinem Antlitz, wenn auch die Augen wegen all der Tränen, die er geweint um seinen verlorenen Sohn erloschen zu sein scheinen, der Mantel um seine Schultern weit geöffnet, um seinen wieder­gefundenen Sohn an seinem Herzen wieder Heimat und Geborgenheit finden zu lassen. Die Hände umfangen den heimgekehrten Sohn so eng umschlungen, als wollten sie sagen: Nun kann uns nichts mehr trennen. Ja, solch ein Vater hat das Recht, Mittelpunkt dieses Gemäldes zu sein. Die beiden Söhne spielen nur die Nebenrollen.

Söhne, wie sie uns Lukas in dieser Parabel schildert, gab es zu allen Zeiten, gibt es heute und wird es immer geben. Söhne, die glauben, völlig ersticken zu müssen in der Enge der "guten alten Sitten" des Elternhauses, statt den "Duft der wei­ten Welt" atmen zu können. So gammeln sie durch das Leben mit dem Anspruch auf die Hilfe derer, die spießig ihrer Arbeit nach­gehen, um das tägliche Brot zu verdienen und Söhne, die den reich gedeckten Tisch, das warme Bett und das Dach über dem Kopf so hoch bewerten, dass sie lieber daheimblei­ben, wenn sie auch nicht dazu beitragen, die Atmosphäre im El­ternhaus segensreich zu gestalten.

Solche Brüder gab es auch zu allen Zeiten, gibt es heute und wird es immer geben. Brüder, die sich in der Gunst der Eltern benachteiligt fühlen, Brüder, die sich gegenseitig beneiden wegen ihrer unterschied­lichen Begabungen.

Die Hl. Schrift erzählt von solchen Brüdern, den Söhnen Jakobs, die ihren arglosen Bruder Josef wegen seines schönen bunten Leibrocks, den ihm der Vater schenkt, so hassten, dass sie ihn sogar töten wollten und maßloses Leid über das Elternhaus brachten.

Und wir wollen uns fragen: Wem der beiden Söhne und Brüder bringen wir mehr Verständnis entgegen?

Da ist der verlorene Sohn:

Mit all dem Geld, das der Vater ihm als Erbe zugedacht hat, geht er von Hause fort. Was sein Vater in mühevoller Arbeit erwor­ben, vergeudet er mit fragwürdigen Freunden und wohlfeilen Mäd­chen, und so ist er bald arm an Geld und Freunden und landet am Schweinetrog. Tiefer kann er, der reiche Junge, nicht fallen. Er, der die leitende Hand des Vaters ausschlug, sucht vergeblich nach einer bergenden Hand; er, der geliebte Sohn des Vaters ist ärmer als der letzte Tage­löhner im väterlichen Hause; er, der zur Rechten des Vaters am reich gedeckten Tisch sitzen durfte, schaut voll Neid auf den Fraß der Schweine. Da kommt er endlich zur Besinnung und fasst einen Entschluss: "Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sa­gen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich ver­sündigt, ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein." Und was erlebt dieser verlorene Sohn?

Der Vater, der schon so viele Tage Ausschau gehalten nach sei­nem verlorenen Sohn, sieht ihn weit in der Ferne, läuft ihm entgegen, hebt ihn an sein Herz, küsst ihm alle Tränen von den Wangen und ruft seinen Knechten zu: "Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand und zieht ihm Schuhe an. Bringt das Mastkalb her, wir wollen essen und fröhlich sein. Denn mein Sohn war tot und lebt wie­der; er war verloren und ist wiedergefunden worden."

Und da ist der daheimgebliebene Sohn:

Er sagt die Wahrheit: "So viele Jahre diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt. Mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte." Aber war er, der daheimgebliebene Sohn, nicht eben so fern wie der verlorene Sohn? Hätte nicht er - beim Anblick der Sorgenfalten auf der Stirn seines Vaters - sich selbst einmal auf die Suche nach seinem Bruder begeben müssen? Hätte nicht er - bei der Heimkehr des Bruders - sich mitfreuen müssen, mit seinem Vater am Festmahl teilnehmen sollen? Hätte er nicht dankbar sein müssen dafür, dass er immer daheim war und alles, was des Vaters war, auch ihm zu eigen war?

So fragen wir nochmals: Wem der drei Männer gilt unsere ganze Sympathie? Kaum dem verlorenen Sohn, denn es gilt des Dichters Wort: "Was du ererbt vondeinen Vätern, erwirb es neu, es zu be­sitzen!“ Kaum dem daheimgebliebenen Sohn, denn es gilt das Wort der Schrift: "Warum schaut dein Auge voll Neid, weil ich gut bin?" Unsere ganze Sympathie gilt dem Vater, denn sein Herz umfängt jedes Kind mit gleicher Liebe.